

# Missbrauchtes Gefühl

Autor(en): **Hardung, Victor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571719>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Mißbrauchtes Gefühl.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Victor Hardung, St. Gallen.

Als Student gehörte ich einer Vereinigung von Literaturfreunden an, und jung, wie wir waren, suchten wir den Lebenden zu nahen. Da war einer gewesen, der vor zwanzig Jahren als ein Bierzigjähriger einen Band der schönsten Strophen gespendet hatte, Gebilde, von einer ungewöhnlichen Kraft des Gefühls getragen, die auch das schlichte Wort neu aufleuchten ließ, von der süßen Musik verhaltener Leidenschaft durchflungene Verse, die aus der innigen Verbindung mit der Natur erblüht und dabei durch die stille Gewalt des Sinnbildes Weiser zu Fernen über dieser Wirklichkeit waren. In einer kleinen, längst wieder eingegangenen Zeitschrift junger Freunde heimischer Dichtkunst war er aufgetaucht, hatte dann sein Buch ausgehen lassen und seither geschwiegen. Man wußte wenig von ihm, erzählte, daß er unabhängig und einsam auf seinem Landgute lebe, den üblichen Veranstaltungen, Dichter und Zuhörer zusammenzuführen, abhold sei und schroff, alle Versuche, ihm so zu nahen, vereitele.

Wir Jungen, die ihn um seiner Kunst willen liebten, hätten doch gar zu gern eine Gelegenheit gehabt, ihm unsere Verehrung zu erweisen. Und als sein sechzigster Geburtstag nahte, beschloßen wir, uns nicht abschrecken zu lassen und ihm einen schönen goldenen Becher zu widmen. Den möge einer mit einem Schreiben als Zeugnis für unsere Dankbarkeit überreichen und diesem Danke werde, so hofften wir, der Einsiedel nicht widerstehen und er werde gelten lassen müssen, daß Jugend es als eine liebe Not empfindet, sagen zu dürfen, wo sie verehrt und liebt und wo sie verachtet und haßt.

Mich traf die Wahl, unsere Spende zu überreichen, und so fuhr ich an einem goldenen Tage im Herbstmond dem Dörflein über dem See zu, wo der Dichter lebte. Ich fand einen schlanken Herrn, von stolzem Gesichte, aus dessen vornehmer Ruhe bisweilen eine Bewegung ungestüm hervorbrach, als schlage eine heimlich verhaltene Flamme auf. Entgegen allen

Befürchtungen war er der liebenswürdigste Gastgeber. In dem alten schindelgedeckten Hause war alles aufs behaglichste eingerichtet — bunte Sträuße von Herbstblumen schmückten Tisch und Truh, und wir tafelten mit einem weiten Ausblick über Wälder und Wiesen weg zum See, hinter dem wieder in verschleierter Ferne graublau Bergzüge aufstiegen.

Zu einem Nachmittagsstee hatten sich der Pfarrer und etliche glückwünschende Familien eingefunden, die in dem schönen Gelände ihren Sommersitz hatten. Es ward lustig gelacht, und man hätte kaum gewußt, daß es ein Künstler war, dessen Geburtstag man da feierte, wenn nicht eine jung blühende Frau mit einer taufrischen Stimme sich ans Klavier gesetzt und ein Lied des Dichters um das andere gesungen hätte, wie sie ein Tonseker, der berühmt in einer Weltstadt wohnte, gedeutet. Der hatte wohl aus der eigenen Sehnsucht und dem heißen Verlangen nach Stille und Einsamkeit diesen mit der Natur so innig verbundenen Dichter verstanden. Mir war, niemals in meinem Leben habe ich etwas Röstlicheres vernommen als diesen Gesang da in dem weiten Zimmer, wo das Zwiellicht umging, ein verschleiertes Licht über dem Klaviere ein schönes Frauenhaupt mit einer Gloriole umwand und festlich gestimmte, frohe Menschen stille lauschten, von der Gewalt innigen und leidenschaftlichen Gefühls in den süßesten Bann geschlagen und selig solchem Zwange untertan.

„Es ist doch schön, so mit der Welt verbunden zu sein,“ hatte der Dichter der Sängerin gedankt, als man sich um den festlich bereiteten Abendtisch scharte. „Da ist einer draußen, und man kennt ihn nicht, und er ist doch unserem Leben, unserem Gefühle so nah, zur Stunde, da er uns sucht und findet, um sich selber zu vernehmen. Und dabei ist hienieden vielleicht das Schönste daran diese Ferne, die doch in Wirklichkeit nicht besteht und uns ahnen läßt, daß zusammengehört, was gleicher Neigung ist und so einmal zu einer ewigen Gemeinschaft verbunden werden wird.“

Auf die Erfüllung dieser Ahnung wollen wir trinken, liebe Freunde, und Gott für die gute Stunde danken, da wir sie als selige Gewißheit empfinden!“

Die Sängerin hatte sich leuchtenden Blickes dem Dichter zugeneigt, und sie war die erste, die aus dem Becher trinken mußte, den wir, die Jugend, ihm gespendet. Und nachdem sie so getan, bot sie dem Dichter übermütig den Mund, und der küßte ihn zärtlich, und die schöne Frau hatte unversehens Tränen in den lachenden Augen.

Im offenen Wagen fuhren die fröhlichen Gäste heim. Wir hörten aus der Nacht her die Stimme der Sängerin, wie sie in einem sehnsüchtigen Liede des Freundes hinter Hügelwellen verging, wieder auftönte, aufs neue erstarb, wie ein Echo irgendwoher den Lauschenden sie wiederum zutrug und dann nur noch der Nachtwind blieb und ein leises Gewitzscher träumender Wandervogel aus dunkeln Büschen des weiten Gartens her. Der Meister hatte mich eingeladen, sein Gast zu sein und erst mit dem kommenden Tage wieder heimzureisen. Und so saßen wir auf einer von späten Rosen undufteten Veranda über einem edeln Weine, und der Dichter trank ihn aus dem Becher, den ihm die Jugend gespendet.

„Wir alle, die wir die Einsamkeit lieben und die Sterne, haben doch das Verlangen, in unserem Besten mit der Welt verbunden zu sein. Zwar kann es geschehen, daß auch einmal das Teuerste mißbraucht und ein Gefühl, das wir künden, damit es in einer verwandten Seele wiederklinge, von einem kühlen Rechner für das seinige ausgegeben wird, damit er so in eine Gesellschaft eindringen und Beute machen kann, zu der nur dieser goldene Schlüssel die Pforten öffnet.“

„Es sind einige zwanzig Jahre her,“ erzählte nun der Meister, „da verbrachte ich einen warmen Herbst in einem Weindorfe jenseits am See, und ein Rebenhäuschen, das die Laune eines reichen Herrn behaglich zu einer artigen kleinen Wohnung für einen Menschen geschaffen, der eine schöne Stille suchte, war für jene Zeit meine Heimat. Da geschah mir, daß mir die Zunge gelöst ward — nach schweren Jahren — daß ich so zu sprechen ver-

mochte, wie es mein Herz längst gedrängt hatte. Lied um Lied blühte mir zu. Gesicht um Gesicht war mir nah, daß ich es schaute und zu deuten vermochte — keinen Weg ging ich, ohne daß eine Melodie in mir aufklang und Form und Gestalt gewann. Und in dieser glücklichen Zeit sah ich Abend für Abend, wann der Nebel vom See her aufgestiegen war und in den Reben hing und in dem grünen Kachelofen des Häuschens ein frühes Holzfeuer brannte, von den tanzenden Lichtern umspielt für einen Augenblick einen schönen Schatten im Dämmer stehen — das zarte Bild einer Frau, die das goldschimmernde Haar zu einem Knoten aufgesteckt trug, indes Locken zu den Seiten niederfielen, mit großen blauen und doch tiefdunkeln Augen und einem kühl geschürzten Mund, dessen Lächeln indes alles an der Gestalt zum Leuchten brachte. Von einem blaßblauen Schleier war die Erscheinung umflossen — bald dichter, bald nur wie von einem feinen unwirklichen Flor.

Nahe schien sie mir und so ferne doch, wie ein Gesicht, das wir nur mit den Augen unserer Seele schauen. Und mich schreckte nichts an diesem schönen Bilde — ich empfand die Erscheinung gar nicht als etwas Ungewöhnliches; mir war, als sei sie mir immer ein teurer Besitz gewesen, vertraut und mein eigen von Anbeginn.

Um jene Zeit pflegten junge Freunde heimischer Dichtkunst eine kleine Zeitschrift und freuten sich, daß ich ihnen meine ersten Strophen anvertraute, konnten sich in ihrem liebenswürdigen Uebereifer nicht genug tun und machten mich verlegen vor mir selber, als sie sich einmal berühmten, einen heimlich Gefrönten entdeckt zu haben, der lange Jahre unerkannt unter der Menge gewandelt sei. Ach, da wär' auch für die besten Augen wenig genug zu erkennen gewesen! Genug, ich hatte über Nacht für meine Verse einen Verleger gefunden. Und als ich mit dem fallenden Laub das Dörflein verließ, da wußte ich, daß ich meine Zeit dort erfüllt hatte und daß ich auch die Erscheinung, wie sie mich dort in meiner glücklichen Abgeschlossenheit über meinem Werk Abend für Abend gegrüßt hatte, werde lassen müssen. Doch ich war

zu froh über das, was ich erworben hatte, um undankbar sein und über Geschiedenes und Verlorenes trauern zu können.

Es waren einige Jahre nach jener Zeit, wiederum in einem warmen Herbst, daß ich an einem Abend bei einem Blicke über den See weg plötzlich das Häuschen in den Reben vor mir zu sehen glaubte, obwohl auch das schärfste Auge dort in der Ferne nur einen Schimmer von Land und die Bergzüge am Himmelsaum zu erkennen vermag. Und ein Verlangen fiel mich an, jene Stätte wieder zu schauen, wo ich einen schönen Traum wirklich gelebt. In der grauen Frühe schon war ich auf der Fahrt, und ich fand das Häuschen, wie vordem, sauber gehalten, mit einem hübschen Vorrathe von Rebholz für den Kachelofen und diesen sorglich bereitet, beim ersten kühlen Abend ein Feuerlein zu hegen. Der Besitzer, ein wohlhabender Weinhändler, überließ es mir wieder gegen ein Zinslein, wofür man nicht das Holz für den Ofen hätte kaufen können. Und so verlebte ich aufs neue einige Wochen am See. Doch blieb ich von einer ungewöhnlichen Anspannung und Zerschlagenheit heimgesucht, als hätte ich irgend eine schwere Krankheit oder einen schmerzlichen Verlust zu vermeiden gehabt. . . Ich sann und träumte dahin, ohne den Drang und das Vermögen, zu arbeiten. Den Tag verbrachte ich meist in einem vornehmen Gasthose am Wasser, wo noch eine Schar von Gästen eifrig badete, schwamm, ruderte und segelte, und ich konnte stundenlang im Garten bei einer Pfeife und einem Glase Weines unter einem alten Baume sitzen und die bunte lustige Gesellschaft schauen, die sich da in der Sonne freute. Jene Erscheinung von meinem ersten Aufenthalte her hatte ich nicht mehr, und mir war auch, als habe ich in diesen Tagen kein Recht darauf. Doch geschah bisweilen, daß ich inmitten des frohen Trubels um mich her unversehens das Gefühl hatte, der Kies auf dem Wege müsse in diesem Augenblicke unter einem leichten Schritte knirschen und die Schöne nahen, die den Augen meiner Seele so nahe gewesen.

So waren einige Wochen vergangen, und ich hatte mich zur Abreise gerüstet und

für den letzten Nachmittag zu meinem Weine in den Garten des Gasthofes gesetzt, wo es mählich stiller geworden war. Bunte Blätter lagen auf dem See, der unter einem blaugoldenen Lichte bis in die tiefsten Fernen flirrte und leuchtete. Ein Zug nordischer Vögel schwamm hoch, hoch droben als ein schimmernder Nebel, der silberne Tropfen sprühte, einem Tale zu, wo sich ein junger Strom zwischen schneegetürmten Felsen seine Wildbahn gebrochen. Jenseits stand ein schöner Berg über meiner Heimat, an dessen weißem Gipfel ein Feuerwölklein wie eine Purpurfahne hing. Geläute kam von einem Hügel her; über seiner Arbeit sang irgendwo im weiten Hause ein Mädchen ein altes, inniges Lied.

Da fühlte ich, daß mich jemand ansah. Und als ich aufschaute, stand eine Frau vor mir, blaßblau gewandet, das goldene Haar hinten zu einem Knoten hoch aufgebunden und an den Seiten in Locken zu Schultern und Brust niederfallend. Die großen blauen Augen waren dunkel verschattet, der feine Mund kühl geschürzt. Und dann löste er sich in einem Lächeln, und alles war ein Leuchten an der Schönen, und so ging sie vorüber, und ich sah und sann und wußte, daß ich wirklich gesehen, was mir als ein Schatten in glücklichen Stunden nahe gewesen.

Bis in den Abend sah ich so, wartete und scheute doch jede Nachfrage. Und dann stieg ich hinan zu dem Rebenhäuschen, indes schon die Nebel schlichen, zündete Feuer an im Kachelofen, ordnete die Blumen auf dem Tischchen, bereitete meinen Tee und wußte kaum, daß ich ein zweites Gedeck auflegte und sorglich meine kleinen Leckereien und erlesenen Früchte des gesegneten Jahres in dem durchbrochenen Steinzeug schichtete, das der Cigner des Weinberges in einem Schränkchen als altes Erbgut bewahrt hielt. Da ging die Türe und fiel ins Schloß zurück, und die Schöne, die ich im Garten geschaut, stand vor mir, atmete bewegt und lächelte.

„Sie wissen nichts von mir,“ entschuldigte sie sich, und ihre Stimme hatte jenen tiefen Unterton, als klinge eine Glocke nach.

„Doch,“ wandte ich ein, „ich kenne

Sie. So, wie Sie jetzt dastehen — an derselben Stelle — hab' ich Sie in den schönsten Stunden meines Lebens als einen teuren Schatten geschaut. Sie waren mir nah ...'

„Ich war es,“ beteuerte sie leise, nestelte ein weiches Gewebe, das sie um den Kopf geschlungen, aus dem Haar, hängte es über eine Stuhllehne, setzte sich und hielt eine Hand über die Augen. „In einer Badezeitung las ich Ihren Namen, daß Sie als Gast hier weilen. Und so bin ich noch zur rechten Stunde gekommen, um Ihnen zu sagen, was Sie schon wissen — wie nahe ich Ihnen gewesen.“

Ich war ein umworbenes und wählerisches Mädchen — aus einem Kreise, wo große und gewinnbringende Geschäfte gemacht zu werden pflegen. Und obwohl ich den Reichtum schätzte und liebte, empfand ich doch die einzige Sorge um die stete Häufung des Besitzes als einen zu hohen Einsatz, als eine Verödung und Beraubung des Lebens um das, was es erst lebenswert macht. Wohl gab es mannigfache Anlässe, mitzutun, wo es galt, eine Art öffentlichen Bekenntnisses abzulegen, daß man im Einmaleins nicht aufgehe, aber meist verrietten diese Gelegenheiten grade das Unvermögen meiner Umgebung, anders als spielerisch Dingen zu nahen, die mit dem Geschäfte nichts zu schaffen haben.

In unserem Hause verkehrte häufig ein Kaufmann, der, weit in der Welt herumgekommen, unverheiratet geblieben war und merken mochte, daß ich auf einen Märchenprinzen wartete, der, anders wie all die geschäftsgewandten Bewerber, mit einer heimlichen Krone gerüstet komme. Der brachte mir eines Tages eine kleine, bescheidene Zeitschrift, und darin standen einige Strophen, die zu mir sprachen, als seien sie eine Antwort auf verschwiegene Fragen meines Herzens. Und er, dieser Kaufmann, verstand zu deuten, was alles aus diesen Versen redete, und mit jedem Hefte, das er mir brachte, war er auch der Kunder einer neuen Botschaft. Wir hatten ein Reich für uns, wohin sich unsere Umgebung nicht verirrete. So bin ich die Frau dieses Mannes und er ist Herr meines Vermögens geworden. Ich habe ihm zwei Kinder geboren und weiß heute,

daß er nur Ihr Gefühl mißbraucht hat, um es als das seinige auszugeben, daß er wohl mit einem scharfen Verstande zu begreifen verstand, was da zu hören war, aber alles Gefühl selber nur als einen Köder schätzte, eine sehnsüchtige Seele zu locken ...'

Die Schöne hatte von dem Tee getrunken, den ich ihr geboten, einen Pfirsich mit schlanken Fingern geschält, die Augen wandern und dann auf mir ruhen lassen.

„Hier ... ja, hier, wo deine Geister um dich sind,“ flüsterte sie, „wo du zu Hause bist, dort ist auch meine Heimat. Darum hat mich ein schlauer Rechner betrogen, und dem hab' ich Kinder geboren, und seine Arme muß ich dulden und an dich dabei denken. Es hat mich nicht gelassen, ich mußte dir das sagen. O du, wie werden wir auferstehen? Mit einem verklärten Leibe, begnadet, zu spenden, wo wir lieben? Wer liebt, muß warten können. Und du wartest meiner. Eine Nacht wird kommen, da werden Sterne fallen, und eine Mutter wird sterben und ein Mädchen selig auferstehen und dich finden. Nur auf Erden mag Täuschung weilen — die Himmel dulden keinen Betrug. Küsse mich — einmal — und frage nicht nach meinem Namen. So, wie ich bin, sollst du mich nicht wiedersehen. Die Nacht bringt Träume und die Frühe den Morgenstern. Lebwohl!“

Sie war mir genakt. Ihre Augen leuchteten, weiß blühte ihr Gesicht, ich fühlte ihre Arme um meinen Nacken, und ihre Lippen fanden meinen Mund.

Unter dem Vordache hing eine Laterne aus alten Tagen. Die zündete ich an, und hinter der Hornblende schimmerte die Kerze in die Nacht, da ich die Schöne durch den Rebhügel auf den Weg brachte. Ich sah sie — einen schlanken Schatten, der blaßte und verging, lauschte noch ihrem Schritte, als er längst erstorben war, stieg wieder hinan und wußte, daß ich für diese Erde ein teures Wesen ins Grab geleitet ...“

„Einsam, junger Freund,“ so vollendete der Meister seine Erzählung, „sind wir durch unsere beste Gemeinschaft und arm durch unseren Reichtum. Doch halte,

was du hast, damit dir niemand deine Krone raube."

Die Nacht stand auf den Bergen; aus dem Garten duftete es schwer von reifen Früchten. Und auch, als ich in der Frühe das gastliche Haus ließ, war dieser Duft

um mich, und ich spürte ihn noch, als ich schon die Türme der Stadt über den Hügeln sah. Und da war mir, nicht die Erde atme ihn, sondern ein zu seiner Ernte gereiftes reiches Leben.

## 's Unehrlig.

Nachdruck verboten.

Skizze in Baseldieter Mundart von Elisabeth Thommen, Zürich.

Und wenn i hundert Johr alt wirde, es goht mer halt eifach nit zum Chopf us! Mängisch mues i z'mitts in dr Nacht dra dänke, wenn alles stoßfeischter isch um mi umme, mängisch am Morge früeh, wenn's häll und häller wird vor de Fänster und d'Vögeli vor im Huus no halb im Draum pfyse! Deppedie schießt's mer au dagsüber in Sinn, wenn d'Sunne am Bärge äne füürigheiß uf im Buechewald lyt! Do stoht's uf einisch vor mer, wie-n-is sällmool, vor vülle, vülle Johre, gfeh ha, chly, mager, armselig, es Chränzli us Buechebletter uf de glattgstrichene dünne Höörli, und luegt mit a mit syne graue, schüüche-n-Meugli, luegt mi a, wie wenn's wett säge: „Worum plooget-er mi eso? Was ha-n-ech z'leid to? Was cha-n-i drfür?“

Es isch amene heiße Summerdag gsi. I bi mit im Fraumätteli-Joggi und mit im Chüeser-Kari im Wald ummegstriche.

Dr Fraumätteler-Joggi und dr Chüeser-Kari sy sällmool scho in d'Oberschuel gange, i aber erst in die dritti Klaf. Aber sie hei mi einewäg agnoh — i weis 'it rächt, werum. Billicht, will i so-n-e Ruedi gsi bi und mer all wieder öppis Guggers in Sinn cho isch! Gemeint ha-n-i mi mit myne große Fründ wie-n-es Huus und ha albe uf myni Rame-rade us dr Underschuel abegluegt, wie wenn i e Landvogt, sie aber luter armi Chnächtli were. D'Mueter het's nie gärn gha, wenn i mit dene zweene gange bi. Die ganzi Zyt het sie öppis an ene uszehe gha: es syge Schlingel, het sie gseit, und Guets chönn i nit vill vo-n-ene lehre. Und überhaupt, i chönn jo mit de Buebe us myner eigene Klaf goh! Für was i all öppis Bsunders mües ha?

Aber i ha nit uf d'Mueter gloost. Wenn loose-n-au d'Buebe uf ihri Mueter? Wenn sie vorim sälber alt und gscheit

worde sy, jo, drno — oder wenn's z'spoot isch. I ha albe eifach gseit: „E, Mueter, tue doch nit eso; dr Dokter-Sektor darf emel au mit ene goh!“

„Jo, aber dä isch glych alt!“

„E-eh, er isch au erst in dr vierte Klaf!“ ha-n-i ummegeh.

Churz und guet, an sällim Summerdag hei mir drei alle Deuggeler im Wald agstellt. Zerst hei mer es Igelnäst gfunde und hei die junge Igel öppe hundermol es Reinli abegloh, und wenn sie unde-n-acho sy, hei mer se wieder ufetreit und hei se vo neuim loh abechugele. Wo-n-is 's Tierliqueele verleidet isch, hei mer e chly Räuberlis gmacht, hei brüelt und to wie Indianer, bis mer an e Holderstruch anegroote sy. D'Mässer füezieh und afoh Holderröhrli schnägle, isch eis gsi. 's Mark hei mer mit imme Stäckli ufetriebe und hei droo Häxewybli gmacht. D'Mägel drzue hei mer eifach us euse Schuehsole griffe. Noche hei mer d'Säck mit halbrnye Holder-beeri gfüllt, hei vo Zyt zu Zyt e Hampfle voll ins Muul gnoh, hei e Spruz voll dur die hohli Holderröhre bloost und gluegt, wär am wytiste chömm. Zletscht hei mer Niele gfunde. Herrjeh, was mache d'Buebe, wenn sie Niele finde und wyt und breit isch fei Lehrer und süst nit Böjis um e Wäg? Sie schnyde se halt ab, stecke sigarelangi Stäckli ins Muul, zünde se-n-a und fönge halt a z'rauche wie grofi Heere. So sy mer denn mit euse Sigare dr Waldwäg abspaziert und hei dr Lööli gmacht.

„I bi dr Pfarer!“ het dr Fraumätteli-Joggi grüefe und isch ganz langsam und fyrilig gloffe. „Lueget, eso lauft er albe mit syner Pfyse!“

„Da'sch no gar nüt!“ rüeft dr Chüeser-Kari und schwankt und stolperet allsfert ummenander. „Lueget, lueget, i bi dr